

Gunhild SAGMEISTER<sup>1</sup> (Klagenfurt)

## Hochschulzugang mit Beschränkung?

### Zusammenfassung

Die Diskussion um Zugangsbeschränkungen an Universitäten bezieht sich derzeit eher vordergründig auf die Frage einer zahlenmäßigen Reduzierung der Studierenden. Sowohl verschiedene Hintergrundaspekte wie die Bildungspolitik, didaktische Möglichkeiten zur Förderung von Lernprozessen in großen Gruppen, Erwartungen der Studierenden als auch mögliche Folgen von Beschränkungen wären aber berücksichtigen. Sollte es nicht mehr um Qualität des Studiums und bestmögliche Nutzung hoher Kompetenzen als um quantitative Kapazitäten gehen?

### Schlüsselwörter

Hochschulzugang, Studienberechtigung, Hochschuldidaktik, Qualität des Studiums, Studienmotive, AkademikerInnen

## Restricted Access to Higher Education?

### Abstract

The recent discussion about restricted access to higher education refers mainly superficial to the question of reducing the number of students. Different background-aspects of educational policy, possibilities to facilitate learning in large groups, expectations of students, as well as possible consequences of restrictions should be considered. Should not quality of higher education and best possible use of high competences be the question instead of quantitative capacity?

### Keywords

Access to higher education, entry criteria for higher education, didactics, quality of higher education, motivation for study, graduates

Nicht erst seit der Eu-GH-Vorgabe für Österreich, Studierende aus anderen EU-Ländern gleichen Zugang zum Universitätsstudium zu ermöglichen wie InländerInnen, wird über das Thema möglicher Zugangfilter diskutiert. Der dadurch ausgelöste zahlenmäßige Ansturm insbesondere aus Deutschland auf das Medizinstudium rückt selbstverständlich den quantitativen Aspekt als ersten in den Blick: Wie kann eine so hohe Studierendenzahl mit den bestehenden – ohnehin schon knappen – Ressourcen bewältigt werden. Die Frage der Qualität des Studiums

---

<sup>1</sup> e-Mail: [Gunhild.Sagmeister@uni-klu.ac.at](mailto:Gunhild.Sagmeister@uni-klu.ac.at)

droht in den Hintergrund zu geraten. Um das Thema im Kontext zu reflektieren, sind verschiedene Ebenen auseinander zu halten:

Überlegungen zu Hochschulzugangsregulierung sind im Rahmen der Bildungspolitik eines Staates zu beurteilen. Hiermit verbunden stellt sich die Frage nach der Finanzierung und somit der Forschungs- und Lehr-Kapazität der Universitäten. (Die ebenfalls politisch zu lösende Frage der Finanzierung der Studien von ausländischen Studierenden soll hier nicht weiter behandelt werden.)

Auf der anderen Seite kann der Bedarf der Wirtschaft nach AkademikerInnen sowie die Nachfrage der Einzelnen nach Bildung und Ausbildung als Entscheidungsgrundlage für eine mögliche Zulassungssteuerung herangezogen werden.

Es geht mir in diesem Beitrag nicht darum, ein Modell für eine quantitative Zulassungsbeschränkung zu entwickeln, sondern eher den Kontext für solche Entscheidungen zu betrachten sowie die Frage nach der Studienqualität zu stellen, um die es eigentlich gehen sollte.

## **1 Aspekte der Hochschulzugangsregulierung**

### **1.1 Gesellschaftspolitische Hintergründe**

Die Steuerung des Hochschulzuges ist eine Frage der Bildungspolitik eines Staates, wie er sich die Bildungschancen für seine Bürgerinnen und Bürger vorstellt. Soll grundsätzlich allen jeder Bildungsweg offen stehen? Will Österreich seine AkademikerInnenquote erhöhen – unter anderem zu diesem Zweck wurden (und werden immer noch weitere) Fachhochschulstudien eingerichtet sowie die Möglichkeiten erweitert, die Matura neben oder nach der Lehrlingsausbildung zu erlangen. Die im Zuge des Bologna-Prozesses eingeführten Bakkalaureat-Abschlüsse sollen – auch – diesen Zweck erfüllen. Wenn der Staat also akademische Bildung als erstrebenswert für möglichst viele erachtet und dies mit Steuergeld aller finanziert, stellt sich die Frage, welche Wirkung Zugangsbeschränkungen haben, die eine Auswahl Studierwilliger – woher auch immer sie kommen mögen – treffen sollen. Was ist das langfristige gesellschaftliche Ziel? Welche Auswahl-Kriterien werden diesem gerecht?

Ganz anders verhielte es sich, wenn – wie in den USA – jede/r Studienwillige bzw. die Familie viel für die (Aus-)Bildung bezahlt. Hier findet von beiden Seiten eine (auch soziale) Selektion statt, wenngleich es vielfältige Stipendienmöglichkeiten gibt. Hier stehen immer die individuellen Möglichkeiten im Vordergrund.

Ohne Zweifel führt der offene Hochschulzugang bei wachsender Nachfrage nach höherer Bildung zu Engpässen, wenn das Bildungsbudget nicht entsprechend angepasst wird. Die Schaffung eines europäischen Hochschulraumes durch den Bologna-Prozess lenkt überdies den Blick auf den Vergleich der Qualität von Hochschulstudien und ihren Rahmenbedingungen, wenn kompatible Abschlüsse angestrebt werden – das heißt, die Frage nach Qualitätsverbesserung wird zentral. Eine Möglichkeit zur Erlangung hoher Qualität ist die Input-Kontrolle, also die Auswahl und Zulassung der Besten zum Studium. Allerdings sind Kriterien wie

Schulnoten oder Testergebnisse für die Selektion problematisch und weder kompatibel mit dem Anspruch einer breiten Bildungsförderung noch mit dem Bedarf an bestmöglich ausgebildeten Menschen.

## 1.2 Kapazitätsaspekte der Universitäten

Die Frage der Zugangsbeschränkungen berührt die Studienbedingungen an den Universitäten sehr massiv, und zwar insbesondere in Fächern mit hohen Studierendenzahlen wie beispielsweise aktuell Medizin, Betriebswirtschaft, Psychologie oder Publizistik. Völlig klar ist, dass eine individuelle Betreuung von 10 Studierenden ganz anders erfolgen kann als von 1.000<sup>2</sup>. Auch sind die Möglichkeiten, mit großen Studierendenzahlen umzugehen, bei Fächern, die Labor- oder sonstige Praxisplätze brauchen, weniger gut als in Fachbereichen, wo keine bzw. kaum Einzelarbeitsplätze zur Verfügung gestellt werden müssen. Zumindest gilt dies für die tatsächliche (physische) Arbeit am ‚Objekt‘.

Dem entsprechend liegt die Forderung nach Reduktion der StudienanfängerInnen nahe. Eine qualitative Alternative wäre die Prüfung und Umsetzung didaktischer Möglichkeiten, auch größeren Studierendenzahlen ein gutes Studium zu ermöglichen.

Denkbar ist eine stärkere Nutzung virtueller Möglichkeiten, der Computersimulation von Anwendungslernen (z.B. Sezieren), wie es in der Medizin durchaus üblich ist. Ebenso gute und sogar sehr gute Erfolge gibt es mit hohen Studierendenzahlen verschiedenster Studienrichtungen mit dem Ansatz des *problem-based learning*<sup>3</sup>, das sehr stark ein forschendes, eigenverantwortliches Herangehen an und Lösen von Problemen forciert. Studierende arbeiten selbstständig gemeinsam intensiv an Lösungen eines konkreten Problems, werden aber selbstverständlich von Lehrenden betreut. Sowohl die Bearbeitbarkeit der Fragestellung wird mit diesen geklärt als auch die entwickelte Lösung den Mitstudierenden, Lehrenden und möglichst Praktikern aus dem entsprechenden Arbeitsfeld präsentiert. Wesentlich ist die anschließende Evaluation der geleisteten Arbeit, um den weiteren Lernprozess anzuregen.

Bei diesen beispielhaft genannten Lern-Ansätzen hat selbstverständlich der/die Lehrende eine andere Rolle, nämlich die eines ‚facilitators‘ (ROGERS). Das Modell des Dompteurs, der bestimmt, was wann gelernt werden muss und mit

---

<sup>2</sup> Im Wintersemester 2004 lag – laut Universitätsbericht 2005, Band 2 – das Verhältnis von ordentlichen Studierenden zu Professor/inn/en und Assistent/inn/en (Vollzeitäquivalente) im Schnitt bei 18,4 (Kunst- und Medizinuniversitäten zwischen 5,4 und 8,3; Wirtschaftsuniversität Wien bei 45,8). Diese rein rechnerische Quote sagt allerdings nichts aus über die tatsächliche Verteilung der Studierenden auf Lehrende bei Lehrveranstaltungen und Prüfungen, weil die Lehre ja nur eine – wenngleich zentrale – Aufgabe der Universität neben Forschung und Verwaltung ist. Bei Medizinuniversitäten kommt noch Patientenbetreuung hinzu. Noch weniger sagen solche Quoten über die Qualität der Betreuung aus.

<sup>3</sup> Vgl. hierzu z.B. die Beiträge in EITEL & GIJSELAERS 1997

Zuckerbrot und Peitsche steuert, funktioniert hier nicht<sup>4</sup>. Die Anforderungen für Lehrende sind also nicht mehr, in einer Massenvorlesung vorzutragen, ohne zu wissen, ob sie verstanden werden, sondern mehrere Kleingruppen auf Nachfrage in ihrem Lernprozess zu unterstützen, die Lernenden also effektiver zu fördern. Es können mehr Studierende betreut werden, insbesondere dann, wenn mit TutorInnen gearbeitet wird. Die Nutzung einer Lernplattform, die einen interaktiven Austausch zu auftretenden Fragen, (gemeinsames) Bearbeiten von Aufgaben und moderierte Diskussionen etc. erlaubt, unterstützt ebenso die Betreuung größerer Studierendenzahlen ohne Qualitätsverlust. Ganz im Gegenteil kann hier eine aktivere Auseinandersetzung mit verschiedenen Aufgaben gefördert und gleichzeitig evaluiert werden. Voraussetzung hierfür ist die entsprechende (technische und didaktische) Unterstützung in der Anwendung seitens der Universität.

### 1.3 Nachfrage nach AkademikerInnen

Eine weitere Ebene, die von der Frage nach Zugangsbeschränkungen berührt wird, ist die der Erwerbsarbeitsmöglichkeiten nach abgeschlossenem Studium. Inzwischen machen auch im Akademikerbereich wachsende Erwerbslosenzahlen und längere Suchdauer beim Übergang von der Universität in das Beschäftigungssystem bzw. in die Selbständigkeit Forderungen nach Reduktion der Zugangs- und damit AbsolventInnenzahlen – aus Sicht derer, die größere Konkurrenz fürchten – nachvollziehbar, allerdings schwer legitimierbar. Sicher kann argumentiert werden, dass nur eine beschränkte Anzahl an Stellen für ÄrztInnen oder Lehrende an weiterführenden Schulen zu besetzen seien, nur eine bestimmte Anzahl an PsychotherapeutInnen pro Einwohner in freier Praxis erforderlich sei und nicht so viele BetriebswirtInnen in den Unternehmen gebraucht würden, wie das Studium abschließen. Hier stehen aber wiederum einerseits bildungs- bzw. gesundheitspolitische Entscheidungen im Hintergrund, andererseits geht es um wirtschaftliche Entwicklungen, die immer schwerer abschätzbar sind. Eine Steuerung aus dieser Sicht ist problematisch, zumal die Strategie, von einem bestimmten Studium abzuraten, in der Folge oft zu einem Mangel an entsprechenden Absolventen (siehe Lehrermangel) geführt hat<sup>5</sup>.

Die Entwicklung der Anforderungen in der Arbeitswelt sowie auch in den übrigen Lebensbereichen, die durch technischen Wandel, explosionsartige Vermehrung des Wissens, laufend sich ändernden Lebens- und Arbeitsbedingungen, durch globalisierte Märkte bedingt sind, machen gerade immer besser ausgebildete Menschen notwendig. Was allerdings – das ist aber nicht neu – tatsächlich stimmt, ist, dass

---

<sup>4</sup> Genau dieses Modell kann aber teilweise hinter den neuen Curricula der Bakkalaureatsstudien vermutet werden, die oft durch kleinschrittig zugeschnittene, aufbauende Pflichtveranstaltungen gekennzeichnet sind, die weder Lernenden noch Lehrenden viel Spielraum lassen – im Gegenteil im Endeffekt auch meist noch mehr Prüfungen über sehr abgegrenzte Wissensbereiche mit sich bringen. Implizit geht es hier eher um die (passive) Anhäufung von Wissen, kaum um Reflexion oder (aktive) Kompetenzentwicklung. Diese Form der Umsetzung des Bolognaprozesses bringt keine Verbesserung des Studiums.

<sup>5</sup> Vgl. hierzu: WEEGEN 2005

eine akademische Ausbildung keine hinreichende, wengleich eine erforderliche Bedingung für eine gut bezahlte Arbeitsposition ist.

Auch aus diesem Blickwinkel stellt sich weniger die Frage nach einer Reduzierung der Studierendenzahlen, sondern nach möglichst für die Gesellschaft wie für die Individuen sinnvollen Studienentscheidungen.

## 2 Bedeutung der Studienberechtigung

Eine Reduktion der Studienzulassungen provoziert bei den Studienberechtigten ebenfalls Fragen: Für sie geht es einerseits um die Frage nach der erworbenen Studienberechtigung – wird diese wertlos? – andererseits um ihre eigenen Ziele, warum studieren sie?

Wie erlangt jemand heute die Berechtigung zu studieren? Der ‚normale‘ Weg an die Universität führt über die Matura einer Allgemeinbildenden höheren Schule (AHS), deren Ziel die Vorbereitung auf ein Studium ist. Daneben gibt es allerdings eine Anzahl weiterer Möglichkeiten, eine Studienberechtigung zu erlangen. Da sind zunächst die Berufsbildenden höheren Schulen (BHS), die gleichzeitig mit der Matura eine Berufsausbildung vermitteln, die zur unmittelbaren Aufnahme einer Erwerbstätigkeit nach Abschluss der Schule befähigen, aber auch zur Aufnahme eines Studiums berechtigen, wengleich teilweise – je nach Fachentscheidung – mit Zusatzprüfungen aus den ‚klassischen‘ AHS-Fächern wie Latein oder Philosophie. Hinzu gekommen sind die Möglichkeiten der Abendmatura an beiden Schultypen sowie Berufsreife- oder Studienberechtigungsprüfungen, die allerdings auch nicht zu einer uneingeschränkten Studienberechtigung für alle Fächer führen, sondern spezifisch auf einen Fachbereich vorbereiten. Von daher ist die Klientel der Studienberechtigten sehr heterogen, die derzeit an die Universitäten kommt.

Betrachtet man dazu die Frage nach der Studierfähigkeit, die sich von Seiten der Hochschulen stellt, (und die ja auch keineswegs neu ist), verkompliziert sich die Frage nach Zugangsentscheidungen noch weiter. Was bedeutet Studierfähigkeit? Wenn gesagt wird, die Maturanoten seien ein guter Prädiktor für den Studienerfolg, was heißt das dann, außer, dass anscheinend schulisches und universitäres Lernen nach ähnlichen Mustern funktioniert, die gut beherrscht werden? Dazu gehört z.B., sich Stoffgebiete so anzueignen, dass sie der Form der zu bestehenden Prüfung optimal angepasst sind – wie punktgenaues Auswendiglernen, wenn in der Prüfung die genaue Wiedergabe von Wissen gefragt ist; oder aber Vorbereitung auf Anwendungsmöglichkeiten des Wissens, wenn Transferleistungen überprüft werden. Eine Vergegenwärtigung der unterschiedlichen Studienfächer und deren Eigenlogiken machen rasch klar, dass durchaus andere Lernformen in einem Studium verlangt werden, das sehr stark aufbauend strukturiert und eng gerahmt ist, gegenüber einem Studium, das viel Wahlfreiheit lässt, also schwach gerahmt ist (vgl. BERNSTEIN 1977; LIEBAU & HUBER 1985; MULTRUS 2004). Während für erstere ein hierarchisch strukturiertes Curriculum entsprechendes Lernen großer Stoffmengen erfordert, muss im zweiten Fall jede/r Studierende viel eigenständige Organisationsarbeit beim Studium leisten und sich mehr mit offenen Fragen auseinandersetzen als Fakten zu lernen. Worauf aber hat die Studienberechtigung vorbereitet? Unterschiede ergeben sich nicht nur durch die erwähnten

verschiedenen Typen der Matura, sondern darüber hinaus auch noch aus unterschiedlichen Zielen und Selbstverständnissen der Schulen sowie didaktischen Prinzipien der jeweiligen Lehrpersonen an den Ausbildungseinrichtungen.

Die Passung zwischen Studienberechtigung und Anforderungen eines Studienfaches ist demnach kaum über eine Note oder eine punktuelle Prüfung feststellbar, sondern müsste einen komplexen Prozess berücksichtigen, der fachspezifisch in einer (einsemestrigen) Eingangsphase wohl am ehesten angemessen begleitet werden kann – und zwar von beiden Seiten: der Studierwilligen und der jeweiligen Fachvertretung (z.B. Studienkommission). Hier geht es einerseits darum festzustellen, ob aus Sicht der Studierenden die Fachwahl richtig war, und andererseits um die Rückmeldung durch Lehrende des Faches, ob sie diese aufgrund erbrachter Leistungen für geeignet halten, das gewählte Studium in der vorgesehenen Zeit zu absolvieren. Dabei geht es sicher auf der einen Seite um intellektuelle Fähigkeiten, ein Studium zu bewältigen, aber auf der anderen Seite auch darum festzustellen, ob das gewählte Studium tatsächlich inhaltlich den Interessen des jeweiligen Studierwilligen entspricht – eine Frage, die vor Aufnahme des Studiums selten hinreichend geklärt werden kann. Einerseits werden die Informationen über mögliche Studien nicht von allen ernsthaft eingeholt<sup>6</sup>, andererseits ist der Studienalltag dann doch noch etwas anderes als die Erwartungen hieran.

Jenseits von Kapazitätsfragen wäre eine solche Eingangsphase eine wichtige Entscheidungshilfe zur Vermeidung des Verschwendens wertvoller Lebenszeit und aufzuwendender Energie beiderseits<sup>7</sup>. Die Feedback-Prozeduren müssten allerdings im Sinne einer Prozessevaluierung völlig transparent und nach definierten Gütekriterien erfolgen. Dazu wären hochschuldidaktisch kompetente Lehrende erforderlich<sup>8</sup>. Sicher bedeutet dieses Vorgehen mehr Aufwand als ein reines Testverfahren zur Auswahl einer vordefinierten Anzahl von StudienanfängerInnen, dieser ist aber mit Hilfe von blended learning (Kombination von e-learning mit Präsenzphasen) und Tutorenunterstützung zu bewältigen. Der Vorteil läge jedoch darin, dass nach der Eingangsphase wirklich interessierte und geeignete Studierende ihr Studium fortsetzen, was zu höherer Motivation und mehr Zufriedenheit bei diesen und bei den Lehrenden führen würde.

---

<sup>6</sup> Hauptinformationsquellen sind laut Auskunft der Studierenden (s. Fn. 6) die homepages der Fächer an den Universitäten und FreundInnen

<sup>7</sup> Die Anzahl der Wechsler und Dropouts in den Studien zeigt, dass nicht wenige Studierende ihre Entscheidungen revidieren, allerdings oft erst nach einigen Semestern, in denen sie selbst nicht zufrieden waren mit ihrem Studium. Im Falle von Zugangsbeschränkungen bedeutet dies auch, dass sie gegenüber anderen einen Studienplatz blockiert haben.

<sup>8</sup> Vgl. zu dem Themenkomplex z.B. MÄRZ, CSANYI & STEIN 1999

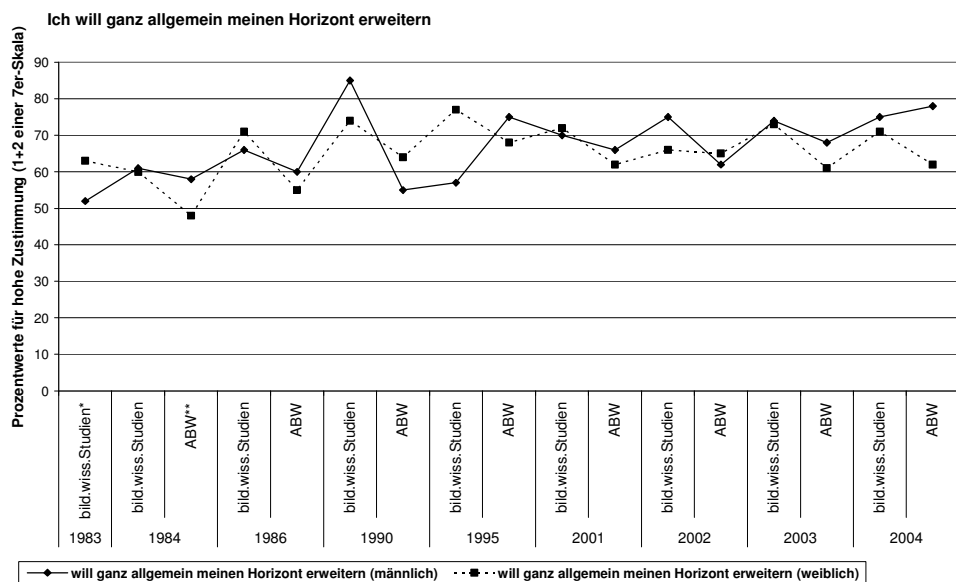
### 3 Was erwarten StudienanfängerInnen vom Studium? Was sind ihre Motive? Wie ernst ist es ihnen mit dem Studium?

Um ein klareres Bild über die Studienanfängerinnen und -anfänger zu erhalten, scheint ein Blick auf im Rahmen kontinuierlich durchgeführter Befragungen dieser Klientel in jedem Wintersemester an der Universität Klagenfurt hilfreich<sup>9</sup>.

Was sind eigentlich die Motive, ein Studium aufzunehmen? Geht es vorrangig um intrinsische Motive, wie den eigenen Horizont zu erweitern, oder eher um extrinsische, wie gute Berufschancen nach einem abgeschlossenen Studium?

Grundsätzlich scheinen die Erwartungen an ein Studium hoch und steigen eher noch, mit sowohl fach- als auch gender-spezifischen Unterschieden.

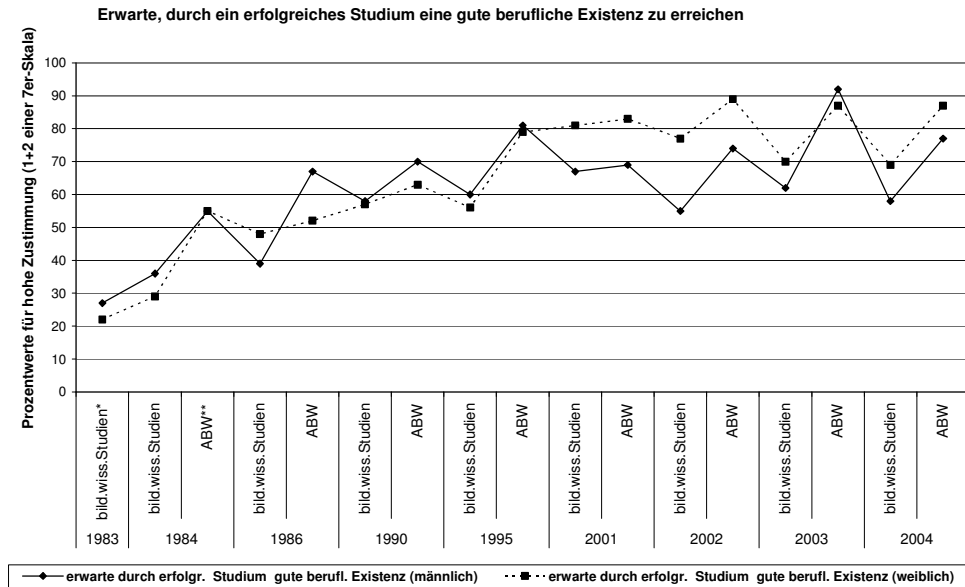
Abb. 1: Studienmotiv: Horzonterweiterung



- \* Bildungswissenschaftliche Studien (Lehramt- und Diplomstudien in Germanistik, Geographie, Geschichte, Sprachen, Mathematik sowie Pädagogik und Philosophie)
- \*\* ABW: Angewandte Betriebswirtschaftslehre

<sup>9</sup> Studienanfänger/innen erhalten seit 1974 einen schriftlichen Fragebogen vom Institut für Soziologie in Kooperation mit der Studienabteilung. Die Rücklaufquote liegt immer über 90%. Siehe z.B. SAGMEISTER, G.: Hochschulzugang im Wintersemester 2004/05 an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt. In: Unisono 17. Jg. (Dezember 2004), Nr. 64 S. 6/7

Abb. 2: Studienmotiv: Erreichen einer guten beruflichen Existenz



Schon der Vergleich der Bewertung dieser beiden als sehr wichtig erachteten Motive zeigt, dass zwar der Wunsch nach Horizonterweiterung seit Jahren als sehr wichtiges Studienmotiv angesehen wird, jedoch durchaus nach Studienfachrichtung unterschiedlich ausgeprägt – bei AnfängerInnen in Geistes- und Kulturwissenschaften hat dieses Motiv einen höheren Stellenwert als bei denen der Betriebswirtschaft. Umgekehrt verhält es sich bezüglich der Erwartung des Erreichens einer guten beruflichen Existenz nach dem erfolgreichen Studienabschluss, die aber insgesamt im Laufe der Jahre stetig gestiegen ist, und zwar insbesondere bei jungen Frauen.

Auffallend mehr betont wurde in den letzten Jahren auch, dass das Studium als die einzige Möglichkeit angesehen wurde, den ‚besonderen Fähigkeiten und Begabungen nachzugehen‘. Signifikant unterschiedlich bedeutend nach Fächern sind Motive wie ‚Möchte durch meine Studium in die Lage versetzt werden, anderen zu helfen‘ (eher Psychologie und Pädagogik, gilt selbstverständlich auch für Medizin), oder ‚Möchte in die Lage versetzt werden, zu gesellschaftlichen Veränderungen beizutragen‘.

Wie ernst wird das Studium aber genommen? Ist es eher eine Verlegenheitslösung, weil sich gerade keine Erwerbsarbeit bietet, kein Platz in einem Fachhochschulstudium ergattert wurde, oder ist es wirklich ein Anliegen, an einer Universität zu studieren?

Mehr als 80% der im Wintersemester 2004/05 neu mit einem Studium in Klagenfurt Beginnenden waren bereits zur Zeit der Studienaufnahme sehr sicher, das Studium auch abzuschließen. Von denen, die ein Bakkalaureatstudium begannen, gaben drei Viertel schon zu Studienbeginn an, auf jeden Fall das Magisterstudium anschließen zu wollen.



Vor die fiktive Frage gestellt, ob sie bei Angebot einer zusagenden Stelle das Studium abbrechen würden, entschieden sich 20% dafür (ABW 24%, Psychologie 15%, Publizistik 35%! ). Auf keinen Fall ihr Studium abbrechen zu wollen (auch nicht wegen Umzug oder hoher Belastung durch etwaige Erwerbstätigkeit) gaben 41% an – bei Herkunft aus einem bildungsnahen Elternhaus (Vater Akademiker): 46%, über die Hälfte der Lehramt-Studierenden, ABW 43%, Publizistik 34%.

Zumindest vier Fünftel aller StudienanfängerInnen können somit als ernsthaft studierwillig bezeichnet werden, deren Potential bei steigendem Bedarf an gut ausgebildeten Menschen (wie immer wieder betont wird) optimal gefördert und nicht durch Zulassungsbeschränkungen behindert werden sollte.

## 4 Fazit

Wenn weiterhin die Kompetenzen von Menschen gefördert und genutzt werden sollen – was nicht nur wirtschaftlich Sinn macht, sondern auch deren Lebensqualität erhöht – kann nicht Ausschluss von Bildung die Lösung sein. Was jedoch geprüft werden sollte ist, wie die Förderung bei steigenden Studierendenzahlen optimiert werden kann. Dies gilt sowohl für die individuelle Studienentscheidung und Durchführung des Studiums als auch für die weiteren Arbeitsperspektiven der jungen Menschen, sowie für die Institution Universität, die den Spagat zwischen Bildung und Ausbildung mit mehr Studierenden und ständig wechselnden Anforderungen sowie sich ändernden politischen Rahmenbedingungen schaffen soll. Derzeit hat es den Anschein, als würden die Studienbereiche – je nach Selbstverständnis mit höherer Betonung von Bildung oder Ausbildung, Struktur des Faches und Ausstattungserfordernissen für das jeweilige Studium – unterschiedliche Modelle, nicht ganz unbeeinflusst von Berufsvertretungsinteressen, bevorzugen. Dabei ist nicht immer klar, ob es wirklich um eine bestmögliche Förderung vorhandenen Potentials oder um Ausschließungsprozeduren geht, die sich an (wie auch immer definierten) Kapazitätsgrenzen orientieren. Ob nicht gemeinsame Anstrengungen, um der Herausforderung zu begegnen möglich sind, indem zum Beispiel hochschuldidaktische Methoden mit hohen Studierendenzahlen umzugehen, und Möglichkeiten des blended learning stärker genutzt werden könnten, wäre (weiter) zu prüfen<sup>10</sup>.

Um das durch Studien erworbene Potential zu erschließen, ist es allerdings auch vonnöten, die Seite der Erwerbsarbeit anzuschauen. Erwerbslose AkademikerInnen sind nicht nur volkswirtschaftlich gesehen nachteilig, sondern bringen den entsprechenden Studien ein negatives Image (erwerbslose AkademikerInnen bewerten ihr Studium häufig als nutzlos, wie unsere Untersuchungen zeigen<sup>11</sup>). Wesentlich dramatischer sind aber die Folgen für die jungen Menschen selber, die weder für sich noch für die Gesellschaft positive Perspektiven entwickeln können, resignieren und in ihrer Gesundheit gefährdet sind (vgl. Fernández DE LA HOZ 2004). Hier wird zu überlegen sein, wie Arbeitspotenzial gesellschaftlich sinnvoll (jenseits von

---

<sup>10</sup> Vgl. z.B. RUF & WEBER 2005

<sup>11</sup> Vgl. KELLERMANN, GUGGENBERGER & SAGMEISTER 2001

Stellendenken) gefördert und genutzt werden kann – an Bedarf an hochqualifiziertem Wissen und Können mangelt es keineswegs. Eine Option wäre, Wege in die Selbständigkeit für JungakademikerInnen bürokratisch zu erleichtern und vom Know-how her zu fördern<sup>12</sup>. Weitere wichtige Initiativen seitens der Universitäten sind in Einrichtungen mit Brückenfunktion zwischen Bildung und Erwerbsarbeit zu sehen, wie zum Beispiel ein Jobservice oder Career-Center, sowie im Lehrprogramm: „Universität und Arbeitsmarkt – Berufsorientierung und prozessorientiertes Lernen“<sup>13</sup>, die Studierenden und AbsolventInnen den Übergang in das Erwerbsleben erleichtern sollen, aber auch Kooperationen im Forschungs- und Bildungsbereich fördern.

---

<sup>12</sup> Eine sehr gute Einrichtung in diesem Sinn ist das build! Gründerzentrum Kärnten GmbH, bei dem sich jede/r, der eine Idee zur Unternehmensgründung hat, professionelle Unterstützung holen kann, sowie das an der Universität Klagenfurt angebotene Entrepreneurship Zertifikat als Zusatzqualifikation für Studierende aller Studienrichtungen. ([www.build.or.at](http://www.build.or.at))

<sup>13</sup> HELLMER 2005 S. 231

## 5 Literaturverzeichnis

**Bernstein**, Basil (1977): Klassifikation und Rahmung pädagogisch vermittelten Wissens. In: Ders.: Beiträge zu einer Theorie des pädagogischen Prozesses. Frankfurt 1977, S. 125 -161

**Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur** (2005):  
Universitätsbericht 2005, Band 2. Wien

**Eitel**, Florian & **Gijselaers**, Wim (Hrsg.) (1997): Problem-based Learning. Theory, Practice and Research. Zeitschrift für Hochschuldidaktik 1/1997

**Fernández de la Hoz**, Paloma (2004): Familienleben und Gesundheit - aus der Perspektive der sozialen Inklusion. Materialiensammlung des ÖIF Nr. 20, Wien

**Hellmer**, Silvia (2005): Lehrprogramm „Universität & Arbeitsmarkt – Berufsorientierung und prozessorientiertes Lernen“. In: Das Hochschulwesen. Forum für Hochschulforschung, -praxis und -politik 6/2005, S. 231-238

**Kellermann**, Paul, **Guggenberger**, Helmut & **Sagmeister**, Gunhild (2001):  
Wissenschaftliches Studium und akademische Beschäftigung. Vier Jahre nach Studienabschluss – ein Überblick. Download unter: <http://www.uni-klu.ac.at/sozio/>

**Liebau**, Eckart & **Huber**, Ludwig (1985): Die Kulturen der Fächer. In: Neue Sammlung, 25. Jg. Heft 3 1985, S. 316 - 339

**März**, Richard, **Csanyi**, Gottfried & **Stein** Jörg (Hrsg.) (1999): Medizinstudium 2000. Making Change Feasible: Curricular Innovation and Implementation. Zeitschrift für Hochschuldidaktik 2/1999

**Multrus**, Frank (2004): Fachkulturen. Begriffsbestimmung, Herleitung und Analysen. Eine empirische Untersuchung über Studierende deutscher Hochschulen. Dissertation, Universität Konstanz  
<http://www.ub.uni-konstanz.de/v13/volltexte/2004/1326/pdf/Diss-neu.pdf> (1. August 2005)

**Ruf**, Urs & **Weber**, Christine (2005): Dialogisches Lernen auf Lernplattformen. Den Dialog zwischen Studierenden parallel zu Massenvorlesungen mit Blended Learning fördern. In: Das Hochschulwesen 6/2005, S. 243 - 247

**Weegen**, Michael (2005): Der Schweinezyklus lebt. Oder: Warum ein rasches Absolventenhoch langfristig Akademikermangel verursachen kann. In: Das Hochschulwesen 2/2005, S. 49 - 54

### Autorin

SAGMEISTER Gunhild, Mag. Dr. | | Institut für Soziologie, Universitätsstraße  
65-67, A-9020 Klagenfurt